

No. 95. Sonnabend, 26. November. 1831.

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Mittwoch und Sonnabend erscheint ein halber Bogen Text; Sonnabend ein illustriertes Modenbild; alle Monat wenigstens ein Portrait (manchmal auch zwei) mit besonders gedruckter Biographie; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl. und mit freier Postzusendung 5 fl. E. W. (Prachtausgabe: 7 und 8 fl.) — Man pränumencirt in Ofen, im Kommissionsamt (Festungsaufahrt, links); in Pesth, im Redaktionsbureau (Dorotheergasse, Nr. 20); dann bei allen k. k. Postämtern.

Christina, Königin von Schweden.

Eine Skizze.

Christina von Schweden, das einzige Kind des großen Gustav Adolph und Marie Eleonore's von Brandenburg (geb. 1626), die sich im siebzehnten Jahrhunderte durch ihren wahrhaft seltenen Geist, mehr aber noch durch die tollsten Züge in ihrem Betragen berühmt gemacht hat, ist eines der denkwürdigsten Beispiele von hohen Personen, die sich durch die seltsamsten Sonderbarkeiten auf der großen Bühne der Welt hemerkbar gemacht und deren Briefe und geheime Lebensgeschichte spät erst den Schleier gehoben haben, der über so manchen Thatsachen der vergangenen Zeit bis dahin verbreitet war. Die Briefe der Königin Christine sind in einer höchst lesenswürbigen Sammlung, zugleich mit denen der unglücklichen Maria Stuart, unter dem Titel: *Lettres de Marie Stuart, reine d'Ecosse, et de Christine, reine de Suede etc.* par L. Collin, erst im Jahre 1806 zu Paris in drei Bänden erschienen. Schon bei ihrem Leben aber hat man mühsam Alles zusammengetragen, was man sich von dieser berühmten Königin Gutes oder Schlimmes in dem Laufe ihres langen unbesändigen, unruhigen und abenteuerlichen Lebens zu erzählen wußte. Wer von ihren Zeitgenossen sie zu durchschauen vermochte, tabelte sie; wer sie nur aus der Ferne sah, lobte sie; ihre Bewunderer ließen sich durch ei-

nige Züge ihres Geistes irre führen, die man fälschlich mit dem Namen Philosophie beschrte, und die nichts weiter, als Beweise der Zügellosigkeit ihrer Ideen und der ewigen Unruhe ihres wunderlichen Charakters waren. Ihre Entsagung des Throns ihres erhabenen Vaters Gustav Adolph, der ihn durch seine Eroberungen und seine eigene Größe mit so vielem Glanze umgeben hatte, täuschte zu sehr in Betracht der Beweggründe, welche sie veranlaßten. Sie war erst 28 Jahre alt, als sie im J. 1654 die schon 1632, nach dem Helbentode Gustav Adolph's in der Schlacht bei Lützen, als ein erst sechsjähriges Kind empfangene Krone Schwedens niederlegte und ihr Vaterland verließ, um nachher die Religion abzuschwören, in welcher sie erzogen war, viele Jahre lang die Welt zu durchstreifen, und endlich selbst den Katholiken gleichgiltig, beinahe vergessen von der Welt, deren Aufmerksamkeit sie so sehr erregt hatte, und wenig geachtet von denen, die noch zuletzt nahe um sie waren, zu Rom im Jahre 1689 zu sterben.

Christina hatte fast keine einzige von all' den schönen Eigenschaften, welche das weibliche Geschlecht so reizend und liebenswürdig machen; die Natur hatte sich bei ihr in dem Geschlechte verzerrt; ihre Schönheit war obgleich eine regelmäßige, doch durchaus männliche; sie besaß einen seltenen Scharfsinn, ein überaus glückliches Gedächtniß und eine unersättliche Eitelkeit und Neugierde. Durch die ebenfalls völlig männliche Erziehung, die sie erhalten hatte, war ihr Charakter schon in ihrer frühesten Jugend so unterschieden zu dem eines Mannweibes ausgebildet worden, daß sie fast immer in Männerkleidung ging, große Fußreisen machte, ihren Körper auf alle Art abhärtete und jeden Antrag zu einer Vermählung standhaft ausschlug. Erst 1650 ließ sie sich als Königin krönen. Aus Eitelkeit und Sucht zu glänzen, legte sie sich auf das Studium der Wissenschaften, nicht aus wahrer Wißbegierde. Sie ließ eine große Zahl von Gelehrten an ihren Hof kommen, aber sie erregte sich bald die Unzufriedenheit derer, welche Verdienst mit Würde verbanden; sie verließen sie daher wieder, oder fügten sich doch nur aus Ehrfurcht für ihren hohen Rang in ihre gelehrten Phantasien, denn einen andern Namen kann man nicht wohl der vorerorenen Masse von historischen, sprachlichen, literarischen, astronomischen, numismatischen u. a. Kenntnissen geben, die sie in ihren immer abwechselnden Studien sich aneignete. Man nannte sie die Polyglottin, weil sie beinahe alle europäischen Sprachen verstand. Noch ehe diese gekrönte Gaullerin aber vom Throne herabgestiegen war, hatte sie sich schon durch ihre auffallenden, lä-

thertlichen Sonderbarkeiten und den gänzlichen Mangel an Schillichkeit in all' ihrem Wesen und Betragen, zum Gegenstande von tausenderlei Spöttereien, wie der größten Unzufriedenheit ihres Hofes und Volkes gemacht, daher sie schon im J. 1654, um völlig unabhängig ihren Lannern leben zu können, die Regierung niederlegte, wobei sie sich jedoch eine sehr bedeutende Apanage zur Bedingung machte.

Sobald sie aber nicht mehr von dem Zwange gebunden war, den die königliche Würde ihr anlegte, verachtete sie vollends alle Schillichkeiten ihres Geschlechts, und vergaß, was sie sich selbst als Fürstin und als Tochter des größten Königs, der je Schweden beherrscht hat, schuldig war. In männlicher Tracht reiste sie über Brüssel, wo sie die katholische Religion annahm, nach Rom, wo sie sich vom Papst stemeln ließ.

Im J. 1656 kam sie zum ersten Male nach Frankreich; der König Ludwig XIV. schickte ihr den Herzog von Guise entgegen, um sie auf der Grenze zu empfangen. Dieser stattete dem Hof einen Bericht darüber ab, welcher in den Mémoires de Madame de Motteville Tom. I. pag. 196 mitgetheilt ist, und man kann aus dieser Schilderung ihre Persönlichkeit vollkommen kennen.

Der Herzog von Guise beschreibt sie darin folgendergestalt:

„Sie ist nicht groß, aber wohlbeleibt; sie hat schöne üppige Arme und weiße, wohlgebildete Hände, die aber mehr Manns- als Frauenhände sind; eine etwas hohe Schulter sucht sie mühsam zu verbergen; das Gesicht ist groß, doch regelmäßig; alle ihre Züge sind stark markirt und drücken sie scharf aus; die Zähne sind mittelmäßig, die Augen braun, groß und voll Feuer. Ihr Anzug ist sehr männlich, besonders der Kopfsputz. Er besteht aus einer großen Mannsperücke, die auf der Stirne sehr in die Höhe steht, auf den Seiten sehr dil ist, oben ein wahres Gewirre von Haaren ist und hinten einige Wehnlichkeit mit einem Damen-Kuffaz hat. Zuweilen trägt sie einen Hut. Ihr Leibchen ist hinten die Quere geschnürt und ist ungefähr wie unsere Brustläge gemacht; ringsumher ragt das Hemde über ihren Kot hervor, den sie übel befestigt und nicht gerade trägt. Sie ist immer stark eingepudert und pomadirt, und zieht niemals Handschuhe an. Ihre Fußbekleidung ist ganz, wie die der Männer, auch ihre Stimme und ihr ganzes Betragen ist männlich. Sie spielte gern die Amazone. Dennoch ist sie sehr höflich und einschmeichelnd, sie spricht acht Sprachen, und vorzüglich fertig die französische; sie weiß mehr als unsere ganze Akademie sammt der Sorbonne. Zuweilen trägt sie einen Degen und ein Collet von Büffelleber; dann

ist ihre Perücke schwarz, und ihr Hals bloß mit einer schwarzen Binde bedeckt.“

In diesem lezgedächten Aufpuzze, nämlich mit dem Degen an der Seite, in Stiefeln, eine Perücke und einen Hut auf dem Kopfe, empfing diese sonderbare Dame in demselben Jahre die Bewillkommungskomplimente des Magistrats der Stadt *Vienne* in *Dauphiné*, als sie durch diese Stadt wieder nach Rom zurückreiste.

Sie äußerte stets eine entschiedene Verachtung gegen alle Frauenzimmer, konnte es nicht leiden, wenn man sie selbst ein Weib nannte. Auf ihren Reisen mußte sie oft Bewillkommungsgesprächen anhören, über welche sie immer sich sehr unwillig bezeugte. Ihr Arzt *Bourdelot* befragte sie einmal um den Grund dieser Unzufriedenheit. „Ei,“ antwortete sie, „sollte man es denn nicht überdrüssig werden, wenn man ewig dasselbe Geschwätz anhören muß: *Erzlauchte Tochter des großen Gustav, Sappho unserer Zeit, Ruhm Deines Geschlechts u. s. w.* Diese Herren schreien sich die Hälse aus, um mir zu sagen, daß ich ein Weib bin; ich weiß es leider nur zu viel!“

Die empörende Schandthat, die sie im J. 1657 zu *Fontainebleau* beging, als sie zum zweiten Male nach Frankreich kam, ist allgemein bekannt. In ihrer Gegenwart ließ sie nämlich in der sogenannten Hirschgalerie des Schlosses den *Marquis von Morinalbeschi*, einen schönen Italiener, den sie, nach dem schwedischen Grafen *de La Gardie*, zu ihrem Günstling gemacht hatte, auf die grausamste Weise durch zahllose Degenstiche, die ihm zwei ihrer Trabanten heibringen mußten, ermorden, und beschimpfte den Unglücklichen noch, als er sich ihr zu Füßen warf, indem sie zu ihm sagte, er sei eine feige Memme, denn er fürchte den Tod. — Dieser Mord war zu gleicher Zeit ein Verbrechen gegen das Völkerrecht und die größte Verletzung der glänzenden Gastfreundschaft, welche man ihr am Hofe Frankreichs erwiesen hatte. Der Beweggrund dazu war nicht eine politische Verrätherie, wie sie die Welt glauben machen wollte, sondern lediglich Weiberrache.

(Beschluß folgt.)

Empfindungsfähigkeit der Pflanzen.

Eine der merkwürdigsten Eigenschaften der Pflanzen, die, welche sie am meisten dem Thierreich nähert, ist jene physische Empfindsamkeit, mit deren Hilfe sie Alles zu vermeiden im Stande sind,

und wirklich vermeiden, was ihnen schaden kann. Aber die Kraft, welche diese Empfindsamkeit erweckt, und die, obwohl langsam, in vielen Fällen sie über Gefahr abwendet, ist noch ein Geheimniß.

Die *Mimosa pudica* oder Schamplanze (*Sensitive*), ist in diesem Betrachte ein überzeugendes Beispiel. Wie leise man auch ihre Blätter berühren mag, man sieht sie sogleich sich zurückziehen, sich verschließen, wie wenn sie einen schädlichen Eindruck fürchtete.

Es gibt andere Pflanzen, deren Blätter sich plötzlich, ohne sichtbare oder materielle Ursache, in Bewegung setzen, wie z. B. das *Hedissarum gyrgaus*. Die Seitenbläschen, aus welchen jedes seiner Blätter besteht, bewegen sich abwechselnd von unten nach oben, bestreift, daß sie bald durch ihre beiden entgegengesetzten Seiten, bald eine nach der andern sich berühren. Es ist schwer zu erklären, welches dieser Bewegung Zweck in der Ökonomie der Pflanze ist; denn er ereignet sich ohne sichtbare Mitwirkung zwischen den verschiedenen Bläschen.

Tägliche Erfahrung beweiset uns übrigens, daß die Pflanzen selbst die Mittel haben, gewisse Gefahren zu vermeiden. Wer hat nicht bemerkt, wie viele Blumen sich vor dem Regen oder am Abend verschließen, wenn der Sonne wohlthätiger Einfluß nicht mehr auf sie wirkt? Die Sorgfalt, mit welcher mehrere Schmarotzerpflanzen immer in eigenthümlicher Richtung emporklettern, ist auch eine beachtungswerthe Thatsache.

Die Art und Weise, auf welche der Samen verschiedener Pflanzen sich verbreitet, ist wirklich wunderbar. Gedenken wir z. B. der *Moose*, die durch ihre spezielle Organisation wie durch ihre Befruchtungswiese ein besonderes Reich, in Mitte des großen Pflanzenreichs, zu bilden scheinen.

Die Kapseln der *Moose*, wenn sie blühen, sind mit einer kleinen Doppelfalte oder einem Häutchen versehen, das in einer mehr vorgerückten Epoche der Befruchtung sich ablöst, und eine Reihe Zähne, rings um die Kapsel, entblößt, welche man das Maul (*Péristome*) nennt. Diese Zähne sind bei trockener Witterung dicht gegen einander und verschließen auf solche Weise die Deffnung vollkommen. Die Sammentkörner, welche, wenn sie auf einen von der Hitze ausgetrockneten Boden fielen, nicht keimen könnten, werden dadurch zurückgehalten. Wird die Witterung dagegen feucht, so öffnen sich die Zähne allmählig, und vergönnen den Körnchen, aus der Kapsel zu fallen.

Der *Nepenthes distillatoria* bietet ebenfalls einen sehr merkwürdigen Umstand dar. Man findet ihn in den Sümpfen Indiens,

wo er nie vollkommen unter Wasser ist. Die Extremitäten seiner Blätter sind mit einer sonderbaren Zurüstung versehen, welche die Form eines Krugs, mit einer beweglichen Lippe, hat, und die gewöhnlich mit süßem Wasser angefüllt ist, welches durch der Pflanze Stängel, der zu diesem Zweck organisirt ist, erzeugt wird.

Die Botaniker sind nicht einig über den Gebrauch dieser Behälter. Die meisten vermuthen jedoch, daß das in denselben befindliche Wasser zur Nahrung und Erfrischung der Pflanze dient, wenn das Erdreich von der Sonne ausgetrocknet ist.

Der *Drosera* (englische Gattung), welcher in den Sümpfen Großbritanniens wächst, verdient nicht weniger Aufmerksamkeit. Seine Blätter sind mit langen, schönen Fasern bedeckt. Setzt sich eine Fliege auf ein solches Blatt, so erheben sich die Fasern rings um dieselbe, ergreifen und erdrücken sie. Welches ist dieser auffallenden Eigenthümlichkeit Zweck? Sind die Fliegen dieser Pflanze schädlich, oder wird derselben Nahrungstoff durch ihre Leichen vermehrt?

Man kann nicht die Sorgfalt betrachten, mit welcher die Natur Alles zur Beschützung der Befruchtungsorgane eingerichtet, ohne vom größten Erstaunen hingerrissen zu werden. In einigen Gattungen der Familie der Liliengewächse sieht man, bald nachdem die Blume sich geöffnet, die Staubfaden sich paarweise dem Staubweg nähern, und diesen sich dergestalt jenen zuneigen, daß er mit Leichtigkeit den Blumenstaub empfangen kann, welchen sie ihm zuschleudern. Man kann denselben Umstand auch bei dem *Parnassia palustris* (Varnasrasen) beobachten.

Eben so, wenn man in Sauerbörn die Staubfaden im Innern gegen ihr äußerstes Ende mit einer Nadel berührt, sieht man dieselben sich alsobald ausdehnen, mit ihrer Staubkolbe gegen den Staubweg schlagen und ihn befruchten.

Die *Amaryllis formosissima* zeigt einen klaren, durchsichtigen Tropfen, der am Morgen dem Staubwege zu entseigen scheint, und der am Abend von Neuem verzehrt wird, nachdem er den Blumenstaub in sich aufgenommen, dessen Körnchen, welche sich in Gestalt eines leichten Dunstes auf ihn hinabsenken, ihn leicht trüben kann, aber nach Verdunstung der Flüssigkeit wieder auf dem Staubwege sich befinden.

Die zahlreichen Insekten, welche das Innere der Blumen durchbohren, erleichtern bei mehr als einer Veranlassung des Staubwegs Befruchtung. Die Biene und die verschiedenen Schmetterlingsgattungen, welche im Sonnlichte schimmern und so leicht auf den Bla-

men zu ruhen scheinen, tragen nicht wenig dazu bei, die große Begehen der Natur zu begünstigen, und beweisen, welche Uebereinstimmung sie in ihre verschiedenen Werke zu bringen gewußt.

Die *Sonneblume* gewährt uns noch ein auffallendes Beispiel von jener den Pflanzen eigenthümlichen Empfindsamkeit, deren Zweck uns in einigen Fällen entgeht, deren Wirkung jedoch nicht geleugnet werden kann. Ihr Stengel scheint bergestalt gebildet, daß er sich mit großer Leichtigkeit umwenden kann. Von Aufgang bis zu Untergang der Sonne macht die Hitze derselben ihren Einfluß auf die zahllosen Einschnitte dieser Pflanze, welche den Rand ihrer Scheibe umfassen und ihr so zu sagen als Flügel dienen, geltend, und wendet dieselbe ihrem Lichte zu, wonach sie, durch ihres Stengels alleinige Elastizität, ihre erste Stellung wieder einnimmt, um bereit zu sein, die ersten Strahlen der erstehenden Sonne zu begrüßen.

Die *Reiße* haben, in einigen Fällen, eine außerordentlich zarte Organisation, wovon das *Beilchen* ein schönes Beispiel darbietet. Die *Samenkörnchen* der Klasse *Syngenesia* sind in ihrer *Reiße* so leicht, daß der mindeste Windhauch sie auf eine ungeheure Strecke von dem Orte, wo sie entstanden, entführen kann.

Dieser Leichtigkeit der *Samenkörnchen* ist es auch zuzuschreiben, daß die nacktesten Felsen sich nach einiger Zeit mit angenehmem Grün bekleiden. Moose und Flechten keimen zuerst, indem sie sich in den Spalten festklammern. Viele Generationen dieser Pflanzen verschwinden, bevor die Ueberreste, welche ihre Verwesung erzeugt, im Stande sind, Gräser zu nähren. Bald erscheinen dann auch diese; die Vegetation vermehrt sich von Jahr zu Jahr, bis Gesträuche und Bäume, mit Hilfe der Vögel, gepflanzt werden, und was früher ein vollkommen nackter Felsen war, bedeckt sich mit üppigem Grün und schattiger Waldung.

Der Modenkourier. Nr. 48.

(Paris, 10. November 1831.)

1. Wenn man zu einer jungen Modedame sagen würde: „Umgeben Sie Ihren Hals mit einer Doppelreihe Insekten, die ausgezakte krummgebogene Füße, grünliche und schuppige Flügel haben; hängen sie solche an ihre Ohren und umgüeten Sie damit Ihren Arm —“ wer würde es glauben, daß ein solcher Vorschlag jetzt eine Aufforderung zur Eleganz, ja selbst zur *Koquetterie* enthalte? Dennoch steht nichts anmuthiger zur Haut und zum Gesichte als eine solche *Galerie* kleiner Thierchen, welche einen *brasilianischen Schmutz* ausmachen. *Dona Maria* war die Erste, welche diese Neuigkeit nach Paris brachte und der *Juwelier Bourguignon* der Erste, welcher ihr jenen Geschmat und jene *Grazie* verleiht, die unsere Moden auszeichnen. In der That, kann man sich nichts Originelleres und zugleich nichts Schöneres denken, als diese Halsketten, gebildet durch kleine Thierchen, welche den *Waltkäfern* bloß mit dem Unterschiede gleichen, daß die Flügel, statt braun zu sein, von einem schönen glänzenden *Smaragdgrün* sind, das im Lichte mannigfaltige Reflexe hat. Jede Bestie hat eine goldene Einfassung, als wenn sie ein kostbarer Stein wäre. Dieses Geschmeide ist wirklich vortrefflich und ausgezeichnet und hat den Vorzug

einer auffallenden Sonderbarkeit, die es den Damen von gutem Geschmak besonders schätzbar machen wird.

2. Die neu verfertigten Hüte haben einen kleineren Schirm, als jene vom letzten Sommer; man gewahret bereits auf Promenaden solche kleine Hüte von Satinet.

3. Die Turbans, welche seit einigen Jahren sehr in Gunst waren, fangen in den großen Reunions wieder zu erscheinen an.

4. Die Koeffüren mit Schaalen, aufgerichtete Koeffüren genannt, werden noch immer getragen; aber der größere Theil ist griechisch, mit Blumen, Perlen oder einer goldenen Kette zur Verzierung, und die endlich rückwärts die Flechten kohlartig gewunden haben und fast immer mit einer goldenen Kette umgeben sind.

5. Die goldenen Ketten zu Haarverzierungen werden täglich zahlreicher, und können nun als Mode angezeigt werden.

6. Die Kleider werden fortwährend mit wenigen Verzierungen getragen. Wir gewahreten indessen ein Noirekleid, welches drei Atlas-Rouleaus in der Höhe des Knies und drei andere ungefähr 6 Zoll breite unten am Kleide hatte.

7. Promenadenanzug: Ueberrot von vioibraunem oder kastanienbraunem Moire mit einer Doppelpelerine von gleichfarbigem Sammet, der mit sehr hervorstehenden Falen ausgeschnitten ist; die Enden des Vordertheils der Pelerine gehen über die Binde; der Vordertheil des Rokos ist gleichfalls in Spizen ausgeschnitten. Der Hut ist von farbigem Atlas, mit Sammet gefüttert und mit Weidenfedern, von der Farbe des oberen Theils des Hutes, oder wohl auch von jener des Futter, geziert. Muff von gestiktem Sammet. Halbstiefeln von türkischem Atlas.

8. An jedem kühlen Tage, in jeder kühlen Stunde erschetnen eine große Anzahl Mäntel. Die Mode ist hierin so manigfaltig, daß die Auswahl bloß vom Geschmak abhängt. Man sieht indessen wenig quadrillirte, aber die Streifen und Bouquets, oder die besäeten Astwerke sind zahlreich; Roth bleibt immer eine sehr schöne Farbe zu diesem Behufe, wir sahen aber auch viele braune und grüne. Was die Form betrifft, so haben sie stets große Kragen, die über die Ellenbogen gehen. Einige haben breite polnische Aermel, die man nach Belieben anzieht oder an den Seiten hängen läßt; man sieht auch welche mit einem Gürtel.

9. Es wimmelt bereits schon von Boas. Man kann voraussetzen, daß das Pelzwerk diesen Winter sehr in der Mode sein wird, schon darum, weil jetzt die Einfuhr großen Schwierigkeiten (wegen der Cholera) unterworfen ist. War der wird die Oberhand behalten und die Russe werden unentbehrlich bleiben.

Modenbild. Nr. 48.

1. Pariser Anzug vom 10. Nov. Noirehut. Chalykleid. —
 2. Wiener Anzug vom 20. Nov. Sammethut. Mantel von chinesischem Cashmir mit Atlas gefüttert, der rückwärts zugebunden wird.
-

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.